

Altar' ... begründen", und wenn er es als besonders bedenklichen Übelstand dieser Konzeption beklagt, daß „sich ein Träger dieser Ordnung — die Kirche — völlig entgegen den Intentionen unseres Gemeinwesens den Grundprinzipien der Legitimation vom Volke her und der institutionalisierten Verantwortung vor diesem Volke entzieht“ (160), so befriedigt dieser Ausklang nicht recht. Einmal wird man bezweifeln dürfen, ob diese „zahlreichen neueren Thesen“ wirklich so rückschrittlich (herrschafts-)stände-staatlich gemeint sind, wie W. mit seiner Anspielung auf „Thron und Altar“ sie doch offenbar verstanden wissen will. Das Hauptbedenken jedoch richtet sich gegen den zweiten Teil des Satzes. Gewiß müßte nach unseren heutigen staatsrechtlichen Vorstellungen eine als echte „Partnerin“ sich mit dem „Staat“ in die Ausübung öffentlicher Gewalt teilende „Kirche“ sich demokratisch legitimieren und demokratisch verantworten. Aber wäre sie überhaupt noch eine sich selbst „theologisch ernst nehmende“ Kirche? Nein; sie wäre von sich selbst abgefallen. Eine „Partnerschaft“, in der die Kirche sich auf die gleiche — weltliche! — Ebene mit dem Staat stellen würde, ist mit dem Selbstverständnis der Kirche völlig unvereinbar. Da aber auch W. sie ablehnt — mag seine Begründung auch vom entgegengesetzten Ende, d. i. vom Selbstverständnis des demokratischen Staates, her kommen —, so besteht doch auch hier der Sache nach kein Gegensatz, und man muß W. zubilligen, daß er, „im System des Grundgesetzes“ bleibend, überhaupt nur diese und keine andere Begründung für seine Ablehnung geben kann. — Alles in allem eine Arbeit, deren man sich freuen darf und für die dem Verfasser Dank gebührt. Ohne an irgendeiner Stelle die Grenzen seines im Buchtitel angekündigten Themas zu überschreiten, hält W.s Arbeit wesentlich *mehr*, als das vielleicht eng erscheinende Thema verspricht.

O. v. Nell-Breuning, S. J.

Hoefnagels, Harry, *Soziologie des Sozialen. Einführung in das soziologische Denken*. Geleitwort von Prof. Dr. Hans Freyer. 8^o (285 S.) Essen 1966, Driewer.

Bereits der Titel des Buches verrät einen Anklang an das 1962 erschienene Werk des Verfassers „La sociologie face aux „problèmes sociaux““ (besprochen in Schol 38 [1963], 631). Wiederum gibt der Titel auf den ersten Blick ein Rätsel auf, womit anders als mit „dem Sozialen“ oder „den sozialen Problemen“ die Soziologie es denn zu tun haben könnte. Nichtsdestoweniger ist der Titel nicht nur sinnvoll, sondern durchaus treffend gewählt, um das in den Blick zu rücken, worum es H. geht: Was ist denn eigentlich die soziale Problematik, was ist das Soziale, was ist es, das die Sozia(bi)lität des Menschen ausmacht? Mit diesen Fragen befaßt sich die Philosophie seit mehr als 2000 Jahren. Gewiß geht sie von der Erfahrung aus, aber von einer elementaren und primitiven, d. i. vorwissenschaftlichen Erfahrung; es ist an der Zeit, daß eine Erfahrungswissenschaft uns eine wissenschaftlich gesicherte, gebrauchsfertig aufbereitete und durchsichtig gemachte Erfahrungsgrundlage liefert, die der abschließenden Erkenntnis *ex ultimis causis* nicht mehr allzuviel zu tun übrigläßt und sie damit vor Kurz- und Fehlschlüssen bewahrt.

Die wesentliche Beweisführung, deren H. sich bedient, ist die gleiche wie in seiner früheren Schrift, nur verwendet er sie jetzt nicht mehr mit dem begrenzten Ziel der Auseinandersetzung mit der Max Weberschen und Durkheimischen Soziologie, sondern mit voller Breitenwirkung. Immer und überall streben die Menschen nach Gemeinschaft, die freiheitlich und zugleich von dauerndem Bestand sein soll, und dieses ihr Streben erweist sich nicht als erfolglos, sondern führt immer wieder — meist sogar auf jeweils höherer Stufe — zu einem für alle annehmbaren Ergebnis. Alle Menschen verlangen eine gerechte Ordnung der Gesellschaft („soziale Gerechtigkeit“). Immer wieder streiten sie darüber, was gerecht sei, und kämpfen um die Verwirklichung dessen, was sie als gerecht ansehen, aber über eine ständig wachsende Zahl von Streitpunkten wird Verständigung erzielt. So spricht H. von einer „werdenden sozialen Gerechtigkeit“ und fragt, wie es sich erkläre, „daß die Frage der sozialen Gerechtigkeit die Menschen einerseits entzweit, sie dennoch andererseits auch eint?“ (101/102). Offenbar dadurch, daß die in der Gesellschaft bestehende Ordnung wenigstens in den Hauptstücken von allen als gerecht anerkannt wird, denn anders kann eine *freie* Gesellschaft überhaupt nicht bestehen.

So ziemlich alle im soziologischen Schrifttum erörterten Fragen, aber auch eine Anzahl anderer, deren Vernachlässigung H. zu rügen hat, werden in wohlüberlegter und klarer Weise behandelt. Besonders wohl gelungen erscheinen H.s Ausführungen über die zwischen Freiheit und Gleichheit, Ordnung und Gleichberechtigung, Freiheit und sozialer Gebundenheit bestehende Dialektik. Seine Position gegenüber der *Frankfurter* soziologischen Schule formuliert H., indem er dem Adornoschen: „Nur dem, der Gesellschaft als eine andere denken kann denn die existierende, wird sie ... zum Problem“ das „dialektische Gegenstück“ an die Seite stellt: „Nur der, der Gesellschaft als (unvollkommen) gelöstes Problem ansieht, kann sie (konkret) als andere denken“ (Anm. 47 und 278). Ähnlich glückliche Formulierungen gelingen ihm häufiger, ja selbst Wortspiele wie „sozial ungebundene Freiheit — gebundene unsoziale Freiheit“.

Nicht voll vermag ich H.s Meinung über die *Wirtschaft* (149 ff.) zuzustimmen. Gewiß, so wie er Kultur (im Sinn der höheren Kulturbereiche) definiert, läßt sich ein Begriffspaar Kultur/Wirtschaft bilden. Die Wirtschaft erschöpft sich aber nicht, wie es bei H. — und bei sehr vielen anderen Autoren — den Anschein hat, in der Beschaffung und Verteilung der für das menschliche Leben überhaupt und für das höhere kulturelle Leben im besonderen erforderlichen Mittel, sondern besteht wesentlich in der eigentümlichen Verschränkung von Zielwahl und Mittelwahl, in dem Abwägen zwischen den verschiedenen, durch Einsatz der nur beschränkt verfügbaren Mittel zu erreichenden Ziele und Zielkombinationen einerseits und dem Aufwand für die Beschaffung der Mittel und der Verteilung der beschafften auf die verschiedenen Verwendungen andererseits. Diese so allgemein unterschätzte, wenn nicht gar völlig übersehene „haushälterische“ Seite der Wirtschaft ist doch geradezu die Bekrönung alles menschlichen Kulturlebens!

In meiner Besprechung von H.s französischem Werk (s. oben!) bemerkte ich, als Soziologe lege H. „pflichtschuldig die unerläßlichen Lippenbekenntnisse zur Wertfreiheit der Wissenschaft ab; die ‚zünftigen‘ Soziologen dürften ihm jedoch vorwerfen, seine Arbeit sei nichts anderes als eine raffinierte Erschleichung, mittelst deren er dem Naturrecht Einlaß in die Soziologie verschaffen wolle“ (a. a. O.). Die vorliegende Arbeit des inzwischen selbst zum „zünftigen Soziologen“ aufgerückten Verfassers benötigt solche Lippenbekenntnisse nicht mehr; nur an die „mit Recht von den Befürwortern der wertfreien Wissenschaft formulierte Regel, daß das Resultat wissenschaftlicher Forschung nicht von den persönlichen subjektiven Wertungen des Forschers abhängig sein dürfe“, sagt H., habe er sich gehalten (248). Weil sich „*im sozialen Leben selbst*“ (Hervorhebung im Original) der „Maßstab“ fand, „nach dem es beurteilt werden muß, weil es das Leben von Menschen ist, die zu einem menschlich befriedigenden Leben zu kommen versuchen“, und indem H. sich ständig angelegen sein ließ, „die bestehende soziale Realität von dem her zu beurteilen, was die werdende soziale Realität selbst darüber sagen wird“, habe sich die Möglichkeit ergeben, „die Alternative ‚wertende oder wertfreie Wissenschaft‘ zu übersteigen“ (ebd.). In der Tat, es gibt nur die Alternative: Entweder ist das Sein *werthaft*, oder es ist es nicht. Ist es *nicht* werthaft, dann kann keine Seinerkenntnis zu Werterkenntnissen, kein Schlußverfahren von Seinsurteilen zu Werturteilen und selbstverständlich noch weniger zu normativen Sätzen führen. Das menschliche Sein, am allerdeutlichsten das soziale Leben, ist jedoch nicht nur werthaft, sondern es lebt von der Bejahung des ihm eigenen Wertgehalts, und dieser Bejahung kann kein Mensch ohne Verzicht auf sein Menschtum sich entziehen; ungeachtet der Meinungsverschiedenheiten im einzelnen bejahen alle Glieder der Gemeinschaft diesen Wertgehalt, ohne dessen Bejahung die menschliche Gemeinschaft nur auf Grund unausweichlichen Zwanges, aber nicht als *freie* Gemeinschaft bestehen könnte. Die menschliche Sozialität läßt sich nun einmal nicht anders als von ihrem Wertgehalt her erklären; der Soziologe, der seine Wissenschaft wertfrei aufbauen will, *verfehlt*, wenn er diesem Vorsatz treu bleibt, seinen Gegenstand, oder er *erliegt* seinem Gegenstand und wird — wohl meist, ohne es zu merken — seinem Vorhaben untreu.

Der französischen Erstlingschrift H.s hatte kein Geringerer als *Raymond Aron* eine ebenso geistreiche wie liebenswürdige ‚*préface*‘ mit auf den Weg gegeben. Auch der vorliegenden Arbeit ist die Auszeichnung eines sehr anerkennenden Geleitworts

aus der Feder von *Hans Freyer* zuteil geworden — durchaus verdienstermaßen. Dank und Anerkennung gebührt aber auch dem Übersetzer *D. H. J. Helle*, Assistent am Seminar für Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Die Originalausgabe des Werkes erschien 1964 in einem holländischen Verlag und in holländischer Sprache; einige Bezugnahmen auf holländische Verhältnisse erinnern noch daran; davon abgesehen aber kommt dem Leser nicht zu Bewußtsein, es mit einem ursprünglich in fremder Sprache geschriebenen Werk zu tun zu haben.

O. v. Nell-Breuning, S. J.

d'Espagnat, Bernard, *Conceptions de la Physique Contemporaine. Les interprétations de la mécanique quantique et de la mesure*. Gr. 8° (154 S., 1 Fig.) Paris 1965, Hermann. 24.— F.

In der physikalischen Fachliteratur, dem philosophischen Erkenntnistheoretiker somit weithin unzugänglich, ist seit Jahren eine Diskussion darüber im Gange, wie sich der erkenntnistheoretische Realismus, der jedem Naturwissenschaftler von Hause aus zu eigen ist, mit dem quantenphysikalischen Formalismus, insbesondere der Theorie des Meßprozesses, vereinbaren lasse; E., theoretischer Physiker, hat in seinem Buch diese Diskussion gleichsam nachvollzogen. Die hauptsächlichste Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß der quantenphysikalische Formalismus für einen und denselben Meßprozeß zwei verschiedene Beschreibungsweisen verwendet: einmal die Reduktion der Wellenfunktion, sodann die Beschreibung als „gewöhnliche“ physikalische Wechselwirkung zwischen Meßobjekt und Meßapparat. (Eine mathematik-freie Erklärung dieser Fachausdrücke findet der Leser in: W. Büchel, Philosophische Probleme der Physik [Freiburg i. B. 1965] 314 ff., 334 ff.) Diese beiden Beschreibungsweisen liefern, das ist der seit langem bekannte und von E. nochmals herausgestellte Sachverhalt, *nicht* genau dieselben physikalischen Ergebnisse (vgl. Büchel 336 ff.); in gewissen Fällen erfolgt sogar eine Reduktion der Wellenfunktion eines Objekts, mit welchem der Meßapparat gar nicht mehr in physikalischer Wechselwirkung steht (EPR-Paradoxon [vgl. Büchel 323 ff., 369 ff.]); was hat das zu bedeuten?

Zum Ausgangspunkt seiner Diskussion nimmt E. die erkenntnistheoretisch-realistische Arbeitshypothese, daß eine objektive materielle Wirklichkeit existiere und daß sie im Prinzip mit den Mitteln der Physik adäquat beschrieben werden könne. Diese adäquate Beschreibungsweise muß wohl, innerhalb seiner Geltungsgrenzen, der quantenphysikalische Formalismus liefern; denn wie könnte er sich sonst tausendfach immer wieder bewähren? Bei dem Meßprozeß wird aber, wie oben angegeben, diese Beschreibungsweise innerlich widersprüchlich, und zwar nicht, weil die Geltungsgrenzen des Formalismus berührt würden, sondern nur und ausschließlich, weil der „Beobachter“ mit ins Spiel kommt.

Man hat eingewandt, der von E. herausgestellte Widerspruch sei unreal, weil die Reduktion der Wellenfunktion nicht als strenge, sondern nur als idealisiert-angenäherte Beschreibungsweise aufzufassen sei (Daneri-Prosperti-Loinger in: *Nuovo Cimento 44 B* [1966] 119, hier 128). E. hat, den Einwand vorwegnehmend, auf Beispiele hingewiesen, in denen nach dieser Deutung ein Mensch in idealisierter Annäherung in tausend Stücke zerrissen, in genauer Wirklichkeit aber auch noch ein wenig heil und lebendig sein müßte; zwischen einer solchen „idealisierten Annäherung“ und „genauen Wirklichkeit“ besteht aber nach dem klaren Zeugnis unseres Bewußtseins ein eindeutiger Widerspruch (128 f.).

Könnte man annehmen, daß der quantenphysikalische Formalismus ganz allgemein nur eine unvollkommene, idealisiert-angenäherte Beschreibung der Wirklichkeit böte? Diese Auffassung vertreten alle jene physikalischen Autoren, die versuchen, die Quantenphysik mit ihrer Problematik durch einen adäquateren und vollkommeneren Formalismus zu unterfangen. Aber diese Ergebnisse waren bisher so kümmerlich, daß sie nicht einmal bei den Physikern, die der Quantenphysik kritisch gegenüberstehen, Anklang finden konnten. Der Rez. möchte jedoch die Frage anmelden, ob nicht mit der Möglichkeit zu rechnen sei, daß der menschliche Geist in seiner Abhängigkeit von dem für solche Zwecke doch immerhin nicht ganz unproblematischen Instrumentarium der Sinnesorgane eben bei der Quantenphysik